

Reinhard Zintl

Der Homo Oeconomicus: Ausnahmerecheinung in jeder Situation oder Jedermann in Ausnahmesituationen?

Abstract: Even if formally precise, the economic concept of rationality has different empirical implications depending on how it is used in theory building. If it is used as a tool of microfoundation in multi-level analysis it can be applied universally, but does not imply a specific model of human behavior. As a means of constructing microtheories proper it is, on the other hand, translated into a definite model of man but can be applied only to specific situations. This model, known as homo oeconomicus or economic man, should not be taken as an assertion about human nature but rather as a shorthand description of the behavior enforced and stabilized by social situations of a certain type.

1. Problemstellung

Der ökonomische Ansatz zur Untersuchung menschlichen Verhaltens, den man als individualistisch-rationalistische Form der Rekonstruktion sozialer Tatbestände charakterisieren kann, ist gegenwärtig besonders umstritten. Dies gilt vor allem dann, wenn das Handlungsmodell der ökonomischen Theorie empirische Relevanz beansprucht, also nicht lediglich in entscheidungslogischen Untersuchungen verwendet wird. 'Ökonomische Imperialisten' bemühen sich, die Überlegenheit dieses Zugangs gegenüber den herkömmlichen Betrachtungsweisen anderer Disziplinen zu demonstrieren; nicht nur in den betroffenen Disziplinen formiert sich Widerstand, sondern auch unter Ökonomen wird Unbehagen an diesem Anspruch laut. Dieses Unbehagen äußert sich zum einen im bereitwilligen Eingeständnis der Einseitigkeiten des Modells, die oft genug als Unvollkommenheiten eines zu engen Menschenbildes gedeutet werden, das sowohl um seiner empirischen Tauglichkeit, als auch um seiner normativen Überzeugungskraft willen modifiziert werden müsse. Ein gerade umgekehrter Einwand lautet, das Handlungsmodell sei empirisch gehaltlos, daher zwar sicherlich universell verwendbar, aber völlig unnütz.

Die folgenden Überlegungen beruhen auf der These, daß eine Beurteilung der Stichhaltigkeit sowohl des Überlegenheitsanspruchs als auch der - ja nicht zugleich vertretbaren - Einwände nicht allein auf begriffliche Analy-

sen des ökonomischen Rationalitätskonzepts gestützt werden sollte. Zwar ist das Konzept sicherlich nicht undeutlich oder schillernd, jedoch hängt das, was es empirisch impliziert, wesentlich von der Art seiner Verwendung ab. Im folgenden werden die Implikationen zweier verschiedener Verwendungsweisen, die der mehrbenenanalytischen und der mikrotheoretischen, genauer betrachtet. Es wird sich hierbei zeigen, daß und warum sowohl universelle Überlegenheitsansprüche als auch die Behauptung universeller empirischer Untauglichkeit des ökonomischen Ansatzes ungerechtfertigt sind.

Zuvor eine kurze Charakterisierung des ökonomischen Rationalitätskonzepts.

2. Das ökonomische Rationalitätskonzept

Das ökonomische Rationalitätskonzept¹ unterstellt eine bestimmte Struktur der individuellen Präferenzen und einen bestimmten Umgang mit ihnen. Es enthält keine Festlegungen hinsichtlich der Inhalte und der Herkunft individueller Präferenzordnungen. Der Verzicht auf inhaltliche Festlegungen bedeutet unter anderem, daß 'Egoismus' sicherlich genausowenig vorab unterstellt wird wie irgendeine andere Sorte von Motiven. Er bedeutet auch, daß es keine 'rationalen Präferenzen' gibt - das ökonomische Rationalitätskonzept und 'Vernunft' sind auf unterschiedlichen begrifflichen Ebenen angesiedelt.

Hinsichtlich der Struktur wird Konsistenz (Reflexivität, Transitivität, Vollständigkeit) unterstellt, wobei die zeitliche Dimension ('Stabilität') zunächst irrelevant ist - es ist ja noch offen, auf welche Handlungssituationen das Konzept angewandt wird. Hinsichtlich des Umgangs mit einer solchen Präferenzordnung wird Nutzenmaximierung unter situationsspezifischen Nebenbedingungen unterstellt: Gegeben eine bestimmte Nutzenfunktion und gegeben eine Handlungssituation, verteilt der Akteur seine Aktivitäten derart, daß für alle Aktivitäten das Verhältnis ihres Grenznutzens zu ihren Grenzkosten, verstanden als Opportunitätskosten, gleich wird. Ändern sich die relativen Erträge oder die relativen Kosten der Aktivitäten, so ändert sich diese Aufteilung: Aktivitäten, deren Opportunitätskosten steigen, werden im allgemeinen reduziert und umgekehrt. Dies gilt auch für die Beschaffung und Verarbeitung von Information: Rationalität impliziert keine vollkommene, sondern optimale Information - die kostspielige Aktivität 'Informationsbeschaffung/Informationsverarbeitung' unterliegt dem gleichen Grenzkosten/Grenzertragskalkül wie jede andere Aktivität.

Den Sachverhalt, daß das Rationalitätskonzept über die Inhalte individueller Präferenzordnungen nichts festlegt, kann man sich bildhaft so vergegenwärtigen: Das Konzept impliziert eine 'fallende Nachfragekurve'², läßt

aber die Lage der Kurve ansonsten offen: Nicht das jeweilige Ausmaß einer Aktivität - Angelegenheit des als gegeben betrachteten individuellen 'Geschmacks' -, sondern nur die Veränderungen dieses Ausmaßes bei Veränderungen der situativen Bedingungen werden unter Rationalitätsgesichtspunkten beurteilt. So kann man sicherlich Veränderungen der Wahlbeteiligung auf der Basis von Veränderungen der Rahmenbedingungen, etwa des Wetters, prognostizieren; das Niveau der Wahlbeteiligung aus einem Rationalmodell prognostizieren zu wollen, ist hingegen theoretisch kaum zu rechtfertigen.³

Die Ausblendung von Inhalten und Herkunft individueller Präferenzen einerseits und die Maximierungshypothese andererseits schaffen nun je spezifische Probleme für die empirische Verwendung des ökonomischen Rationalitätskonzepts: Ersteres schließt zu wenig aus, letzteres zu viel. Zunächst zu den Ausblendungen.

Die inhaltliche Unbestimmtheit wird von Anhängern einer ökonomischen Betrachtungsweise nicht als Mangel des Konzepts angesehen, sondern begründet im Gegenteil den Anspruch auf besondere theoretische Fruchtbarkeit, resultierend aus Sparsamkeit: Man muß im Grunde nichts über die betrachteten Individuen wissen und kann dennoch zu Aussagen über ihr Verhalten kommen. Diese Versprechung wird sicherlich von dem Rationalitätskonzept eingelöst, solange man sich in Modellwelten bewegt und hierbei keine normativen Fragestellungen verfolgt⁴ - die Analyse der Aggregationseigenschaften von Regeln kollektiver Auswahl⁵ oder entscheidungslogische bzw. allgemein spieltheoretische Untersuchungen⁶ sind Beispiele hierfür. Nicht mehr so einfach ist die Situation, wenn es darum geht, realweltliche Pendanten zu solchen Modellen zu identifizieren. Ein einfaches Beispiel mag dies erläutern: Auf einen Berg, von dem aus man eine schöne Aussicht hat, wird eine Seilbahn gebaut - die Kosten, unter denen man in den Genuß der Aussicht kommt, sinken. Sind Leute, die bisher auf den Berg stiegen und das nun unterlassen, irrational, da sie auf sinkende Kosten mit 'Nachfragerückgang' statt 'Nachfragesteigerung' reagieren? Offensichtlich läßt sich diese Frage nicht ohne Zusatzinformation beantworten - vielleicht war für diese Leute die Aussicht nicht das Ziel, vielleicht waren die Anstrengungen des Aufstiegs für sie gar keine 'Kosten'. Ohne Kenntnisse oder Vermutungen über individuelle Situationsdefinitionen können wir also nicht wissen, was in die Kosten/Ertragsrechnung überhaupt als Kosten bzw. Erträge eingeht, so daß auch die bloße Marginalanalyse voraussetzungsvoller ist als auf den ersten Blick zu vermuten. Allgemeiner ausgedrückt: Was der Betrachter als Handlungssituation beschreibt, ist nicht notwendigerweise die Handlungssituation der Betrachteten. Sicherlich ist das Rationalitätskonzept in Verbindung mit intelligent gewählten Beschreibungen realweltlicher Handlungskontexte durchaus imstande, Hinweise darauf zu geben, in welcher Richtung wohl die Handlungskanalisation gehen mag, aber der Status solcher Sätze bleibt unklar.

Solange nicht ausdrücklich und in allgemeiner Form geklärt ist, welche Beziehung zwischen beschriebener Situation und realer Handlungssituation besteht, können Übergänge von modellinternen Aussagen zu Sätzen über reale Prozesse regelmäßig post hoc, also ad hoc, so gestaltet werden, daß man Bestätigung verzeichnen kann. Wenn es dabei bleibt, ist das Rationalitätskonzept zwar universell verwendbar, aber ganz überflüssig.⁷

Entscheidend für die Möglichkeit eines theoretisch ertragreichen Brückenschlages ist, ob es gelingt, die mögliche Vielfalt individueller Situationsdefinitionen, die ja nicht einfach eine Wahrnehmungsfrage, sondern eine Kriterienfrage ist, derart zu reduzieren, daß eine standardisierte Situationsbeschreibung als angemessen gelten kann. Es geht also um die Möglichkeit, denkbare 'idiosynkratische' Situationsdefinitionen als unplausibel zu eliminieren oder sie, trotz Plausibilität, in ihrer Bedeutung für die jeweilige Fragestellung zu neutralisieren.

Für den Fall, daß dies gelingt, wird nun andererseits die Maximierungsbehauptung zum Problem: Sicherlich kann jedes Verhalten, das nur post hoc als zielgerichtet konstruiert wird, als maximierend beschrieben werden. Sobald man hingegen dem Theoretiker solche Spielräume nicht mehr einräumt, sobald also vorab bestimmt werden soll, wie die Handlungssituation beschaffen ist, wird die Maximierungsbehauptung zu einer empirisch gehaltvollen Aussage, die allerdings hochgradig unplausibel ist und dementsprechend auch kritisiert wird - es genügt, auf das Konzept des 'satisfizing man' bzw. das Konzept 'prozeduraler' anstatt 'substantieller' Rationalität hinzuweisen.⁸ Man muß also nicht nur, wie zuvor festgestellt, gute Gründe haben, individuelle Unterschiede in Situationsdefinitionen als unplausibel oder wenigstens unerheblich zu behandeln, sondern man muß auch gute Gründe haben, Maximierung als taugliche Fiktion zu betrachten. Nur dann, wenn beides gegeben ist, sind Rationalmodelle als auch empirisch fruchtbar anzusehen.

Es lassen sich nun zwei verschiedene Verwendungsweisen von Rationalmodellen unterscheiden, in denen diese beiden Forderungen auf völlig unterschiedlichen Wegen erfüllt werden. Im einen Fall können 'idiosynkratische' Situationsdefinitionen als zwar existent, aber unerheblich und die Maximierungshypothese als überflüssig behandelt werden - das gilt für die Verwendung von Rationalmodellen in Mehrebenenanalysen. Im anderen Fall werden 'idiosynkratische' Situationsdefinitionen als nichtexistent betrachtet, während die Maximierungshypothese jedenfalls hinsichtlich der von ihr behaupteten Resultate als erfüllt gilt - dies gilt für die mikrotheoretische Verwendung der Figur des homo oeconomicus. Der weniger Ansprüche stellende erste Fall soll zuerst diskutiert werden. Anschließend wird untersucht, wann die Bedingungen für den zweiten Fall erfüllt sind.

3. Rationalmodelle als Instrument der Mehrebenenanalyse

Die Ausgangsthese der folgenden Überlegungen ist: Es macht einen Unterschied für die Beurteilung von Rationalmodellen, ob man sie als eigenständige Theorien individuellen Verhaltens ansieht oder als Bestandteile von Mehrebenenanalysen.

Ein Handlungsmodell soll hier verstanden werden als eine sozialwissenschaftliche 'Mikrotheorie', wenn die Ebene individuellen Verhaltens der eigentliche Gegenstand theoretischer Bemühungen ist, wenn also individuelles Verhalten erklärt und prognostiziert werden soll. Das impliziert auch, daß Hypothesen auf dieser Ebene nicht nur formuliert, sondern auch überprüft werden. Eine Theorie, die in diesem Sinne Mikrotheorie ist, muß man nicht eigens als 'individualistisch' kennzeichnen, da diese Kennzeichnung keinen zusätzlichen Informationsgehalt aufweist.

Eine Theorie 'individualistisch' oder genauer 'strukturell-individualistisch' zu nennen (Voss 1985, 1ff.), ist offensichtlich nur dann überhaupt interessant, wenn die Individualebene nicht die einzige Ebene ist, auf der die Theorie angesiedelt ist. Man kann das noch verschärfen: Die Kennzeichnung ist erst dann eine programmatisch folgenreiche Angelegenheit, wenn das theoretische Interesse gerade nicht der Individualebene gilt. Gegenstand des theoretischen Interesses sind Kollektivphänomene, die aber entweder als Produkte von Individuenhandlungen oder als Aggregate solcher Handlungen aufgefaßt werden.⁹ Hypothesen werden auf der Aggregatenebene formuliert und getestet, da aber der tatsächliche Wirkungszusammenhang auf der Mikroebene zu verorten ist, stehen hinter der geprüften Makrohypothese ein Mikromodell und eine Aggregationsregel. Eine solche Verwendung von Aussagen über individuelles Verhalten soll hier entsprechend dem üblichen Sprachgebrauch als 'Mikrofundierung' bezeichnet werden.

Selbstverständlich kann die Mikrofundierung einer strukturell-individualistischen Theorie mit Hilfe von Aussagen erfolgen, die in anderem Kontext als Mikrotheorien verwendet werden. In diesem Falle kann man von Mikrofundierung durch Reduktion sprechen (vgl. Giesen/Schmid 1977). Es handelt sich also bei der Gegenüberstellung von Mikrotheorie und Mikrofundierung nicht etwa um einen Gegensatz, vielmehr liegt der für unsere Zwecke wichtige Unterschied im Blickwinkel - im ersten Falle bewegt man sich ausschließlich auf der Mikroebene, im zweiten Fall gehen zwei Ebenen in die Betrachtung ein. Wäre Reduktion die einzig mögliche Form von Mikrofundierung, dann wäre die hier eingeführte Unterscheidung für unsere Zwecke folgenlos. Unabhängig von der angestrebten Verwendung hätten sich Rationalmodelle als Theorien individuellen Verhaltens, als 'Mikrotheorien' zu bewähren. Es stellt sich nun die Frage, ob Reduktion die einzig

mögliche Form der Mikrofundierung ist und worin gegebenenfalls die Alternative besteht.

Wenn die eigentlich interessierende Ebene die Aggregatebene ist und man zum einen sicherstellen möchte, daß die beobachteten Aggregatphänomene überhaupt als Aggregate rekonstruierbar sind, und wenn man zum anderen darauf zielt, nur die beobachteten Aggregatphänomene auf der Mikroebene zu rekonstruieren bzw. sie von der Mikroebene aus zu prognostizieren, dann liegt es nahe, nach Möglichkeiten zu suchen, diesen Aufwand gerade angemessen zu halten, aber nicht mehr als nötig auf der Mikroebene zu investieren. Die Ansprüche, die an die Mikrofundierung einer Makrotheorie zu stellen sind, sind anders und vor allem geringer als die Ansprüche, die man an eine für sich allein betrachtete Mikrotheorie stellen muß.

Es interessiert nicht die Beziehung zwischen Individualmerkmalen (wozu auch individuelle Perzeptionen und Bewertungen von Aggregatmerkmalen zählen) und individuellem Entscheidungsverhalten, sondern die Beziehung zwischen den jeweiligen Aggregatmerkmalen. Anders ausgedrückt: Die in die Analyse eingehenden Beobachtungspunkte sind Zustände des betrachteten Aggregats, also Wertekombinationen von Aggregatmerkmalen, nicht aber Zustände der Elemente des Aggregats (also Wertekombinationen von Individualmerkmalen).

Ein Beispiel ist die Untersuchung des Einflusses der Wirtschaftslage auf das Wahlverhalten. Wahlergebnisse sind definitionsgemäß Aggregate individueller Handlungen, Veränderungen von Wahlergebnissen kommen durch Veränderungen individueller Wahlentscheidungen zustande. Es besteht also sicherlich Bedarf an einer Mikrofundierung. Die Makrohypothese möge lauten: Steigerungen der Arbeitslosenquote (eine Aggregatvariable) sind verbunden mit Stimmeneinbußen der regierenden Parteien und mit Stimmengewinnen der Oppositionsparteien (ebenfalls Aggregatvariablen). Die entsprechende Mikrohypothese lautet etwa: Steigt die Arbeitslosenquote, so wird dies von den meisten Wählern als unerfreulich beurteilt. Soweit ein Wähler der Regierung wirtschaftspolitische Verantwortung zuschreibt (dies ist für viele Wähler der Fall), reduziert dies seine Wertschätzung (im Aggregat: die Popularität) der Regierung. Für diejenigen Wähler, die zuvor zwar die Regierungspartei(en) gewählt haben, jedoch nur eine schwache Präferenz für diese Partei(en) hatten, wird dies zu einer Veränderung ihrer Stimmabgabe in der nächsten Wahl führen.

Ganz offensichtlich haben wir es hier nicht mit einer kompletten Mikrotheorie zu tun - für das einzelne Individuum wird überhaupt kein bestimmtes Verhalten prognostiziert. Hierzu ist die Mikrohypothese in wenigstens drei Hinsichten nicht spezifisch genug:

(1) Offen bleibt die ursprüngliche Position des einzelnen Wählers. Es ist für die Makrohypothese nicht wichtig, an welcher Stelle der Verteilung der Wählerschaft insgesamt sich ein bestimmtes Individuum befindet, noch nicht einmal die Gestalt dieser Verteilung interessiert. Entscheidend ist allein, daß es eine Verteilung gibt, die dafür sorgt, daß ein Teil der Wähler gegebenenfalls über die Schwelle getrieben werden kann.¹⁰

(2) Unberücksichtigt bleiben individuelle Umstände, die jeweils unabhängig von der untersuchten Variablen Arbeitslosenquote die individuelle Bewertung der Regierung erhöhen oder verringern könnten. Auch dies ist für die Makrohypothese unerheblich, da derartige Effekte im Aggregat keine systematische Wirkung auf den untersuchten Zusammenhang ausüben.

(3) Schließlich genügt die Unterstellung einer nur überwiegenden Einschätzung der Inflation als nachteilig und nicht etwa irrelevant oder gar begrüßenswert selbstverständlich nicht, um definitive Behauptungen für den Einzelfall zu rechtfertigen. Auf der Makroebene andererseits führen individuelle Abweichungen, wenn sie wirklich ein Minderheitenphänomen sind, zu unerheblichen Effekten, können also getrost vernachlässigt werden. Entscheidend ist nun, worauf sich die Unterstellung des Überwiegens einer bestimmten Einschätzung stützt: Das Argument beruht nicht auf Vermutungen über die Geschmäcker der Individuen, sondern auf objektiven, von außen beschreibbaren Eigenschaften ihrer Situationen. Die These lautet im vorliegenden Zusammenhang: Ganz allgemein stellt Arbeitslosigkeit (bzw. eine wahrgenommene Bedrohung durch Arbeitslosigkeit) eine Einschränkung individueller Einkommen und damit individueller Handlungsspielräume (bzw. die Gefahr einer solchen Einschränkung) dar. Auf Individualebene ist dies nur ein Kosten/Ertragsbestandteil, so daß die vollständige Bewertung nur im Einzelfall ermittelt werden kann. Für eine Makrohypothese hingegen ist es gerechtfertigt, die Betrachtung auf diesen Aspekt zu beschränken und alle individuellen Sonderaspekte der Bewertung als Störgrößen zu interpretieren, die keinen systematischen Effekt auf Aggregatebene ausüben.

Daß die ursprüngliche Position des einzelnen Wählers nicht ermittelt wird, bedeutet für sich noch nicht, daß das Mikromodell keine vollständige Mikrotheorie darstellt, denn was dort offenbleibt, sind nur die Anwendungsbedingungen einer solchen Theorie. Die Ausblendung aller komplizierenden Faktoren stellt demgegenüber bereits eine deutliche Einschränkung dar; die Neutralisierung 'idiosynkratischer' Situationsdefinitionen durch die dritte genannte Vorkehrung schließlich stellt eine Absolutsetzung eines Situationsausschnittes dar, für die es keinerlei mikrotheoretische Rechtfertigung gibt.

Was also in einer Mikrotheorie explizit bewältigt werden muß, muß in einer nichtreduktionistischen Mikrofundierung weder bewältigt noch hinweggedeutet werden, sondern es ist schlicht irrelevant. Kausalfaktoren, die auf der

Individualebene gewichtig und auch - in der Mikrotheorie - theoretisch erfassbar sind, müssen nicht schon deshalb auch in Mikrofundierungen verwendet werden. Der Verweis darauf, daß diese oder jene Verhaltensregelmäßigkeit in einer Mikrofundierung nicht berücksichtigt wurde, ist solange unerheblich, als er nicht verknüpft ist mit einer Erläuterung, inwiefern die Auslassung für die zur Debatte stehende Makrotheorie folgenreich ist.¹¹ Die jeweilige Makrohypothese allein entscheidet also darüber, welcher Ausschnitt einer Mikrotheorie explizit formuliert werden muß. Wie komplett die Mikrotheorie in der Mikrofundierung aufscheinen muß, ist keine methodologische Frage, sondern hängt allein von der Problemstellung ab.

Offensichtlich sind Rationalmodelle gut geeignet, in der Mikrofundierung von Makrotheorien verwendet zu werden. Dies gerade deshalb, weil diese Modelle sich nicht auf systematisch oder ad hoc eingeführte individuelle Präferenzen stützen, sondern auf situative Restriktionen. Man muß nicht in eine Auseinandersetzung um Menschenbilder eintreten, wenn man etwa die handlungskanalische Wirkung von Institutionen untersucht oder wenn man sich ein Bild von den Handlungsveränderungen zu machen sucht, die durch Situationsveränderungen ausgelöst werden können. Wenn sich die Restriktionen ändern, folgen bei wie auch immer gegebener Präferenzverteilung prognostizierbare Verhaltensänderungen im Aggregat - diese Prognosen können richtig oder falsch sein. Deutlich wird hier, daß nicht etwa die Stabilität individueller Präferenzen Anwendungsbedingung einer solchen Modellierung ist, sondern gerade umgekehrt der Verzicht darauf, Verhaltensänderungen durch Präferenzänderungen zu erklären.¹²

So verwendete Rationalmodelle sind also keineswegs beliebig - 'instrumentalistisch' - wählbar. Weder errichten sie eine eigene Welt¹³, noch bilden sie die Welt, auf die sie gemünzt sind, komplett ab. Sie werden durch die Mikrotheorie kontrolliert, aber sie konkurrieren nicht mit ihr.

Dieses Argument für die Bevorzugung von Rationalmodellen für Mikrofundierungen ist kein grundsätzliches Argument gegen eine verhaltenswissenschaftliche Öffnung der ökonomischen Theorie (vgl. Albert 1977; Lindenberg 1983; Frey/Stroebe 1980; Stroebe/Frey 1981) oder für die Aufgabe existierender verhaltenswissenschaftlicher Traditionen in anderen Sozialwissenschaften. Es ist vielmehr ein Argument für sorgfältige Prüfung des jeweiligen theoretischen Status von Mikroaussagen: Soweit in der Ökonomie oder in anderen sozialwissenschaftlichen Feldern Mikrotheorie im strengen Sinne betrieben wird, scheint eine verhaltenswissenschaftliche Öffnung, wie oben schon angesprochen, theoretisch fruchtbar. Soweit es jedoch um eine nichtreduktionistische Mikrofundierung von Makrotheorien geht, gilt dies nur insoweit, wie es den Informationsgehalt der Aussagen auf der Makroebene erhöht - was darüber hinaus geht, ist l'art pour l'art.

4. Der besondere Beitrag des homo oeconomicus: Die Möglichkeit von Einzelfallprognosen

Was bisher beschrieben wurde, ist die eine mögliche Verwendungsweise von Rationalmodellen. Die andere, die in der mikrotheoretischen Nutzung von solchen Modellen besteht, setzt folgendes voraus: (1) 'idiosynkratische' Situationsdefinitionen werden nicht erst in der Aggregation neutralisiert, sondern sie sind schon auf der Individuenebene irrelevant; (2) die Akteure handeln in eindeutiger Weise situationsangemessen (also nutzenmaximierend).

Man kann diese Bedingungen als Eigenschaften auf die Akteure projizieren. Es entsteht das Bild des 'homo oeconomicus': Dieser schaut sozusagen in einer Handlungssituation nicht rechts und nicht links, d.h. er versteht es, seine Ziele unabhängig vom sozialen und zeitlichen Handlungskontext zu definieren; ferner unterscheidet er sauber zwischen Zielen und Instrumenten - eine Aktivität, die für ihn Instrument ist, bewertet er nicht unter Gesichtspunkten etwaigen Lustgewinns aus der Aktivität selbst, sondern allein unter Gesichtspunkten der Wirksamkeit hinsichtlich des jeweils mit ihr verfolgten Ziels. Er maximiert seinen Nutzen im strikten Sinne: In jeder einzelnen Entscheidungssituation sucht er aufs Neue den besten Weg, niemals handelt er lediglich gewohnheitsmäßig (vgl. hier vor allem Kliemt 1984, 33). Die gesellschaftliche Umwelt existiert durchaus, aber sie existiert in Form von Ressourcen und Restriktionen: der homo oeconomicus ist weder kurzichtig noch gedächtnislos und wird in Rechnung stellen, welche Sanktionen sein Handeln auslösen kann. Asozial (vgl. etwa Granovetter 1985) ist er lediglich insofern, als er Normen nicht verinnerlicht - sie sind Kontextdaten, aber nicht Argumente seiner Nutzenfunktion.

Der so skizzierte Handlungstypus ist nun keineswegs mehr offen. Es ist nicht verwunderlich, daß er Gegenbilder provoziert. Hinsichtlich der Gesellschaftslosigkeit und moralischen Indifferenz ist insbesondere das Konzept des 'homo sociologicus'¹⁴ zu nennen, dazu die Versuche, ethisch motivierte Selbstbindungen (vgl. insbes. Kliemt 1987) oder auch 'Altruismus' zu integrieren.¹⁵ Die Gegenvorschläge zur Maximierungsvorstellung sind oben bereits erwähnt worden. Wie soll man angesichts offensichtlich nicht unplausibler Alternativen mit der Figur des homo oeconomicus umgehen? Soll man sie als normativen Entwurf, als 'Menschenbild' interpretieren? Das ist zweifellos zulässig, aber recht defensiv: Es besteht für niemanden ein zwingender Grund, dieses Menschenbild für attraktiv zu halten. Soll man die Konzeption stattdessen als plausibel, weil letztlich realistisch, interpretieren? Hierfür spricht wenig. Fruchtbarer dürfte es sein, die Projektion eines solchen Handlungstypus' in Form von Eigenschaften auf den Akteur als bequemes Kürzel für eine andere Betrachtung anzusehen: Die Figur des homo oeconomicus sollte nicht als Behauptung über die Eigenschaften von Menschen im allgemeinen wahrgenommen werden,

sondern als Behauptung über ihre Handlungsweisen in bestimmten Situationen. Die Frage ist dann nicht, ob der Mensch so ist, sondern vielmehr, in welchen Situationen er sich verhält, als sei er so.

Mit anderen Worten: Die mikroethische Verwendung von Rationalmodellen ist nicht universell möglich (es sei denn post hoc), sondern sie ist an spezifische Situationen gebunden. Zunächst einmal ist ja die reale Handlungssituation eines realen Akteurs überaus komplex. Im allgemeinen wird man Verhalten also nur dann prognostizieren können, wenn man die Handlungssituation vollständig beschreiben kann, also auch einschließlich der individuellen Perzeptionen und Zielvorstellungen. Zu bestimmen sind nun diejenigen Sorten von Handlungssituationen, in denen ohne solche Kenntnisse dennoch Prognosen möglich sind. Gesucht sind also jene Fälle, in denen eine im Sinne des vorangegangenen Abschnitts reduzierte Beschreibung die gleiche Leistung erbringt wie eine 'vollständige' Beschreibung. Folgt man den oben angestellten Überlegungen, so liegt auf der Hand, wann das vorstellbar ist: Es wird immer dann der Fall sein, wenn der 'von außen' beschreibbare Kostenaspekt der dominierende ist, und zwar nicht aus Gründen des subjektiven Geschmacks der untersuchten Individuen, sondern aus Gründen, die in der Situation selbst liegen. Die Situation muß so beschaffen sein, daß massiver Druck auf dem Akteur lastet, sich allein an diesen 'objektiv ermittelbaren' Kosten zu orientieren.

Wenn ein solcher Druck vorhanden ist, dann haben wir es mit dem zu tun, was Latsis als single exit- oder straight-jacket Situation bezeichnet (vgl. Latsis 1972; 1976). Eine derartige 'Zwangslage' kann Resultat von Handlungsinterdependenz (also: Überleben im Wettbewerb) oder von ausdrücklichen Erwartungen und glaubwürdigen Sanktionsdrohungen sein. Es handelt sich um Situationen, in denen die selektive Perzeption bestimmter Situationsaspekte massiv belohnt wird bzw. die Berücksichtigung individueller Eigenheiten massiv bestraft wird. Was den Durchsetzungsmechanismus angeht, genügt es an dieser Stelle festzuhalten, daß jedenfalls nur diese Wahrnehmung und die entsprechenden Verhaltensweisen auf Dauer aufrechterhalten werden können, daß andere Wahrnehmungen und Verhaltensweisen also 'aussterben', falls sie je existierten. In beiden Fällen wird also gerade nicht ein isolierter Robinson, ein Wesen ohne Gesellschaft, betrachtet, sondern genau umgekehrt ein bis zum Verlust der Identität vergesellschaftetes Wesen: Es geht immer darum, auf welche Weise man in einem Spiel bleiben kann, dessen Regeln man nicht selbst definiert hat.

Anders als bei reinen Modellanalysen ist es dem Betrachter hier nicht überlassen, was er als 'Situation' vorgibt. Vielmehr muß der Betrachter zutreffend identifizieren, ob der genannte Druck vorliegt, woher er rührt, und zu welcher Situationsdefinition er führt. Nur bei zutreffender Identifikation durch den Theoretiker sind die Relevanzkriterien des Theoretikers und die der Akteure identisch. Dies soll etwas näher betrachtet werden.

Die Situationen, von denen hier die Rede ist, sind 'Hochkostensituationen' - es hat erhebliche Folgen für den Akteur, ob er sich 'angemessen' verhält oder nicht. Rein begrifflich kann man hieraus folgern, daß in 'Niedrigkostensituationen'¹⁶ der mikrotheoretische Einsatz von Rationalmodellen nicht am Platze ist, da 'idiosynkratische' Verhaltensweisen in ihren Folgen verschmerzt werden können, also definitive Prognosen nicht deduzierbar sind. Nun können Niedrigkostensituationen sicherlich Situationen sein, in denen von Haus aus ein solcher Druck nicht besteht und in denen daher Prognosen auf der Basis einer rein äußerlichen Situationsbeschreibung entweder ganz unmöglich oder nur als 'Vorzeichenprognosen' auf Aggregatebene möglich sind (womit man den Anspruch auf Mikrotheorie also wieder fallen lassen müßte). Wenn aber die Empirie zeigt, daß in Situationen, die man als Niedrigkostensituationen identifiziert hat, dennoch deutliche Verhaltensregelmäßigkeiten auch auf der Mikroebene zu beobachten sind, dann spricht dies für eine unvollständige Situationsbeschreibung durch den Theoretiker: Es handelt sich dann sehr wohl um Situationen, in denen ein hoher Druck zur Auswahl eines bestimmten Handlungskurses herrscht, in denen also durchaus Mikroprognosen möglich sind - für die aber die Relevanzkriterien des Theoretikers nicht diejenigen sind, die den Akteuren tatsächlich aufgezwungen sind. Wenn es sich hierbei nicht einfach um einen Irrtum des Theoretikers handelt, dann ist die Kennzeichnung solcher Situationen als Niedrigkostensituationen nichts weiter als ein Ausdruck dafür, daß der den Theoretiker interessierende Situationsaspekt eben nicht der für den Akteur dominante ist.

Man kann nun auch präziser fassen, was es mit der oben erwähnten 'Einzelfallanpassung' des homo oeconomicus auf sich hat: Es hängt nicht von den Eigenschaften des Akteurs ab, ob 'Kurzsichtigkeit' oder auch 'Gedächtnislosigkeit' eine zutreffende Charakterisierung ist, sondern von den Eigenschaften von Situationen. Manche Spiele werden nur einmal gespielt, andere Spiele immer wieder - sicherlich kann die Anpassung an die Situation im zweiten Fall anders aussehen als im ersten. Es kann durchaus die auf Dauer erfolgreichere Verhaltensweise sein, nicht jede sich bietende Gelegenheit, sein Gegenüber auszubeuten, zu ergreifen (vgl. Kahneman/Knetsch/Thaler 1986a; 1986b). Wenn man nicht nur eine zeitliche Folge von Spielen des gleichen Typs als angemessene Spezifikation der Handlungssituation anzusehen hat, sondern eine Situation, die aus einem Nebeneinander und Nacheinander von Spielen unterschiedlicher Sorten besteht, kompliziert sich das Bild zusätzlich. Um ein Beispiel zu geben: Es macht sicherlich einen Unterschied, ob man die Entscheidung, sich politisch zu informieren, allein im Kontext des Problems der Auswahl der passenden Partei untersucht (in diesem Falle hätte man von einer Niedrigkostensituation zu sprechen), oder ob man zusätzlich etwa auch den Kontext des Problems der Sicherung von Prestige in einer Bezugsgruppe in die Situationsbeschreibung einbezieht (unter diesem Aspekt kann es sich sehr wohl um eine Hochkostensituation handeln).¹⁷

Es geht also, mit anderen Worten, nicht um die Fragwürdigkeit eines Menschenbildes, das gesellschaftslose Individuen für den Normalfall oder den wünschenswerten Fall hält; es geht vielmehr um die jeweilige Angemessenheit einer Situationsbeschreibung, um das Ausmaß, in dem es gerechtfertigt ist, bestimmte Handlungssituationen oder Sequenzen solcher Situationen isoliert zu untersuchen.

Zu klären ist nun noch, welche Gründe man dafür angeben kann, nicht nur restringierte Situationsdefinitionen, sondern auch Eindeutigkeit des prognostizierbaren Handelns zu behaupten. Würden die Akteure im Rahmen dieser vereinfacht definierten Situation eine Maximierungsregel anwenden, dann wäre das gerechtfertigt. Nun ist dies empirisch sicherlich nicht nur unplausibel, sondern erwiesenermaßen falsch. Die Optimierung des Informationsniveaus, also die Gleichsetzung von Grenzkosten und Grenzerträgen der Information, die erst optimales Handeln im Einzelfall ermöglicht, ist ja nur die eine mögliche Form des Umgangs mit solchen Kosten. Die andere, empirisch immer wieder beobachtete Form besteht in der Aneignung von mehr oder weniger elaborierten Daumenregeln. Gibt es Argumente dafür, daß wenigstens die Handlungskonsequenzen eines solchen Problemlösungsverhaltens den Resultaten eines echten Maximierungsprozesses vergleichbar sind? Nur dann stellt die Maximierungsthese ein brauchbares Prognoseinstrument dar. Solche Argumente gibt es für Hochkostensituationen in der Tat.

Um dies deutlich zu machen, muß nochmals auf die Überlegungen zurückgegriffen werden, die gerade die Verwendung standardisierter Situationsbeschreibungen rechtfertigten. Diese Überlegungen setzen eingeschränkte Informationsverarbeitungskapazität voraus: Wären alle Akteure tatsächlich perfekte Optimierer, so wären auch Hochkostensituationen nicht derart standardisierbar, daß der Betrachter eine Beschreibung liefern könnte, die diejenige der Akteure tatsächlich in dem, was handlungsbestimmend ist, komplett abbildet. Immer gibt es genügend Facetten, die eine Situation einzigartig machen. Definitive Verhaltenserwartungen wären schon insofern ausgeschlossen. Gerade weil die Akteure aber zu derart perfektem Verhalten nicht imstande, sondern auf standardisierte Situationsdefinitionen, vorgefundene Heuristiken etc. angewiesen sind, können ihre Situationsbeschreibungen ebenso vereinfacht sein wie die Standardbeschreibungen, die dem Theoretiker in der Analyse möglich sind. Wenn es jeweils dominierende Standardisierungen gibt und es dem Theoretiker gelingt, diese zutreffend zu identifizieren, besteht auch Aussicht, Verhaltensprognosen zu formulieren.¹⁸ Für Hochkostensituationen ist nun insbesondere zu erwarten, daß es solche dominierenden Standardisierungen einschließlich standardisierter Handlungskonsequenzen gibt, eben derjenigen, die sich als besonders erfolgsträchtig bewährt haben. Solche Standardisierungen können gelernt und weitergegeben werden.¹⁹ Im Unterschied zu den in Modellanalysen (in denen normalerweise Informationskosten unberücksichtigt bleiben, um das

Problem in reiner Form analysieren zu können) identifizierbaren optimalen Verhaltensweisen werden die prognostizierbaren Handlungsweisen allerdings nicht ein für alle Mal festliegen - sie sind in hohem Maße 'technologieabhängig'²⁰ und daher auch nicht immer eindeutig identifizierbar (vgl. etwa Witt 1987, 77ff.).

Das Argument ist also in seinem Grundgehalt ein evolutionäres Argument²¹, das auf der gleichen Grundlage beruht wie die hier aufgestellte Behauptung, beim Konzept des homo oeconomicus handele es sich nicht um eine Beschreibung dessen, was der Mensch womöglich 'ist', sondern vielmehr um eine Beschreibung dessen, wie er sich in bestimmten Situationen verhält: Wenn das prognostizierbare Verhalten als Maximierungsverhalten angesehen werden kann, dann nicht deshalb, weil die Individuen in der Situation tatsächlich eine Maximierungsaufgabe gelöst haben, sondern weil der Handlungskontext sie dazu zwingt, die schon vorhandene Lösung zu übernehmen. Überspitzt: Gerade wegen beschränkter Problemlösungsfähigkeit der realen Akteure, gerade weil diese durchaus 'gewohnheitsmäßig' handeln, kann ein Anspruch auf Realitätsnähe der Fiktion des homo oeconomicus auch in der Einzelfallprognose erhoben werden. Es sind nicht die wirklichen Eigenschaften der wirklichen Akteure, die im Konzept des homo oeconomicus abgebildet werden, sondern Eigenschaften von Handlungssituationen, die zu einer ganz bestimmten Art der Selektion von 'Gewohnheiten' führen (s. ähnlich Vanberg 1988).

Die Entscheidung für die mikrotheoretische Verwendung des ökonomischen Rationalitätskonzepts, also die Entscheidung dafür, das Konzept des homo oeconomicus in einer Untersuchung zu verwenden, ist nach allem bisher Gesagten keine Entscheidung für ein bestimmtes Menschenbild. Zu klären ist vor der Verwendung dieses Konzepts nicht, wofür man den Menschen hält, sondern wofür man eine bestimmte Situation hält. Die Voraussetzungen für eine solche Verwendung sind allerdings, wie gesehen, umfangreich. Allgemein spricht einiges dafür, daß die Verwendung des Konzepts insgesamt fruchtbarer zur Rekonstruktion von 'Produzentenrollen' als von 'Konsumentenrollen' ist.²² In dem Maße, in dem die untersuchten Situationen eine Modellierung mit Hilfe dieses Mikromodells nicht zulassen, ist man gezwungen, für Verhaltensprognosen auf der Individualebene auf ein mikrotheoretisch elaboriertes Handlungsmodell zurückzugreifen.

5. Schlußbemerkungen

Die vorangegangenen Überlegungen sind der Frage nachgegangen, unter welchen Bedingungen das ökonomische Rationalitätskonzept ein brauchbares Instrument der Untersuchung realweltlicher Sachverhalte ist. Es wurden zwei unterschiedliche Verwendungsweisen vorgestellt: Im Rahmen strukturell-individualistischer Theoriebildung ist das Konzept ohne Einschränkun-

gen verwendbar. Diese Verwendungsweise wurde als Mikrofundierung gekennzeichnet. Der mikrotheoretische Einsatz des Konzepts unterliegt demgegenüber erheblichen Restriktionen. Der 'homo oeconomicus', ein Kürzel für die mikrotheoretische Verwendung, ist sicherlich kein 'Generalist', sondern vielmehr hochspezialisiert. Wenn man die vereinfachende Dichotomisierung der bisherigen Darstellung zwischen Hochkostensituationen und allen sonstigen Situationen aufgibt und sich stattdessen ein Kontinuum von Situationen, geordnet nach Intensität des Kostendrucks, vorstellt, so kann man das Argument kurz so zusammenfassen: Mikrofundierung mit Hilfe des Rationalitätskonzepts ist immer empirisch gehaltvoll, Mikrotheorie nur je nach Höhe des Kostendrucks.

Bezogen auf die eingangs skizzierten Positionen bedeutet das: Ist der Überlegenheitsanspruch des ökonomischen Ansatzes mikrotheoretisch gemeint, dann sind die Einwände berechtigt: Der Ansatz ist dann entweder empirisch gehaltvoll, aber nicht universell verwendbar, oder universell verwendbar, aber leer. Beschränkt sich der Anspruch des ökonomischen Ansatzes, für jegliches menschliche Verhalten empirisch gehaltvolle Aussagen liefern zu können, auf die Mikrofundierung von Makrotheorien, so sind beide Einwände ungerechtfertigt.

Anmerkungen

- 1 Für eine allgemeine Charakterisierung und Diskussion vgl. Blaug 1980, Kap. 6; für die Verwendung in der Soziologie vgl. etwa Franz 1986.
- 2 Die allerdings selbst ein problematisches Konzept ist. Für die positive Sichtweise vgl. etwa McKenzie/Tullock 1984, 34ff. Für die Auseinandersetzung vgl. Blaug 1980, 159ff.
- 3 Vgl. hierzu ausführlicher Zintl 1986 und die dort diskutierte Literatur.
- 4 Soweit beispielsweise durch Institutionen, also Spielregeln im weiten Sinne, Präferenzen nicht nur aggregiert, sondern auch gefiltert werden, soweit Institutionen also selektiv wirken, kann man Inhalte bei wohlfahrtstheoretischer Betrachtung nicht ohne Folgen ausblenden. Vgl. Zintl 1983, 119ff. und Zintl 1984. Für die Herkunft von Präferenzen gilt das Gleiche, wenn die Präferenzen, um deren Aggregation es eigentlich geht, endogen sind, also durch die betrachteten Institutionen erst erzeugt werden. Vgl. Weizsäcker 1971.
- 5 Vgl. hierzu vor allem Sen 1970, Arrow 1963, Mueller 1976, Plott 1976.
- 6 Vgl. etwa die Bedeutung der Figur des Gefangenendilemmas für die systematische Aufklärung des Problems unintendierter Handlungsfolgen.

- 7 'Ökonomischer Imperialismus' (vgl. für die Breite des beanspruchten Anwendungsfeldes die Aufsatzsammlung von Radnitzky/Bernholz 1987) erhebt augenscheinlich den Anspruch, eine anderen Theorien überlegene Sorte von Theorie über menschliches Verhalten zu präsentieren (vgl. insbesondere Becker 1976 und die Populärversion bei McKenzie/Tullock 1984, für die soziologische Rezeption vgl. Opp 1986). Bei näherer Betrachtung stellt man jedoch fest, daß die Fähigkeit dieser 'Theorie' jegliches Verhalten als Rationalverhalten 'nutzentheoretisch' zu rekonstruieren, eher dafür spricht, daß es sich um einen allgemeinen begrifflichen Rahmen handelt, über dessen Notwendigkeit oder Fruchtbarkeit man geteilter Meinung sein kann (vgl. Schmid 1979).
- 8 Für ersteres vgl. Simon 1957, für letzteres Simon 1986.
- 9 Auf Einzelheiten muß hier nicht eingegangen werden, auch nicht auf die möglichen Mißverständnisse und Selbstmißverständnisse einer solchen Position. Vgl. hier vor allem Giesen/Schmid 1977.
- 10 Das ist nicht ohne Probleme: Je nach der tatsächlichen Gestalt dieser Verteilung ändern sich die empirisch ermittelten Reaktionskoeffizienten auf der Aggregatebene, auch wenn die individuellen Reaktionsneigungen stabil sein sollten. Nichtlinearitäten in der Reaktion auf Aggregatebene als 'Schmerzschwellen' auf der Individualebene zu interpretieren (vgl. etwa Frey/Garbers 1972), setzt beispielsweise eine Gleichverteilung der Wähler voraus.
- 11 Vgl. in diese Richtung insbesondere Blaug 1980, 117ff. und Kirchgässner 1988a; 1988b.
- 12 Insofern ist die bisweilen als Kritik an Rationalmodellen verwendete Feststellung, daß Präferenzen sich wandeln können, als solche zunächst irrelevant. Interessant wird sie erst, wenn der Wandel die Richtung der Anpassung an Restriktionen oder die Bestimmung dessen, was überhaupt Restriktion genannt werden kann, verändert.
- 13 Moe 1979 weist nachdrücklich auf diesen Punkt hin, zieht aber eine andere Konsequenz als sie hier gezogen wird: Nach seiner Ansicht müssen Rationalmodelle so weiterentwickelt werden, daß sie selbst den Status von Mikrotheorien erhalten. Das würde m.E. genau das, wozu sie eigentlich geeignet sind, unmöglich machen.
- 14 Für die Gegenüberstellung vgl. Opp 1986.
- 15 Vgl. hier vor allem Collard 1978, Margolis 1982. Soweit solche Integrationsversuche am Rationalitätskonzept selbst ansetzen, sind sie natürlich keine Gegenbilder, sondern demonstrieren lediglich, daß die allgemeine Konsistenzbedingung keine wie auch immer gearteten Präferenzinhalte ausschließt.
- 16 Vgl. für das Konzept und seine theoretische Bedeutung vor allem Kliemt 1984.
- 17 Das sogenannte 'Paradox of Participation' ist weitgehend das Produkt einer unangemessen engen Situationsbeschreibung.
- 18 Dies ist der Kern des Arguments von Heiner 1983.

- 19 In diesem Zusammenhang kann auch die eigentlich kritisch gemeinte Alternative des 'satisficing' (Simon 1957) zur Unterstützung herangezogen werden: Die von Simon beschriebene Anpassung des Aspirationsniveaus ist ein solcher Lernvorgang.
- 20 Das heißt: Abhängig von der Erfindung von Techniken der Bewältigung von Informationsverarbeitungskosten, wozu auch die Erfindung von Institutionen gehört. Ein Beispiel gibt etwa die Diskussion um die Effizienzloohnhypothese. Vgl. nur Akerlof 1984 und Akerlof/Yellen 1985.
- 21 Für die Anwendung einer evolutionären Position in diesem Zusammenhang vgl. zuerst Alchian 1950.
- 22 Es geht also auch hier sehr wohl um Rollen (vgl. auch Granovetter 1985, 486). Aber: Der Druck, die Rolle angemessen zu spielen, ist eben nicht in allen Fällen normativer Art.

Bibliographie

- Akerlof, G.A. (1984), Gift Exchange and Efficiency-Wage Theory: Four Views, in: American Economic Review, Papers and Proceedings 74, 79-83
- /J.L. Yellen (1985), Can Small Deviations from Rationality Make Significant Differences to Economic Equilibrium? in: American Economic Review 75, 708-720
- Albert, H. (1977), Individuelles Handeln und soziale Steuerung, in: H. Lenk (Hrsg.), Handlungstheorien - interdisziplinär, Band 4, München, 177-225
- Alchian, A. (1950), Uncertainty, Evolution, and Economic Theory, in: Journal of Political Economy 58, 211-221
- Arrow, K.J. (1963), Social Choice and Individual Values (2nd. ed.), New York
- Becker, G.S. (1976), The Economic Approach to Human Behavior, Chicago-London
- Blaug, M. (1980), The Methodology of Economics, Cambridge
- Collard, D. (1978), Altruism and Economy. A Study in Non-Selfish Economics, Oxford
- Franz, P. (1986), Der 'Constrained Choice'-Ansatz als gemeinsamer Nenner individualistischer Ansätze in der Soziologie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38, 32-54
- Frey, B.S./H. Garbers (1972), Der Einfluß wirtschaftlicher Variablen auf die Popularität der Regierung - eine empirische Analyse, in: Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik 186, 281-295

- Frey, B.S./W. Stroebe (1980), Ist das Modell des Homo Oeconomicus unpsychologisch? in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 136, 82-97
- Giesen, B./M. Schmid (1977), Methodologischer Individualismus und Reduktionismus, in: G. Eberlein et al. (Hrsg.), Psychologie statt Soziologie?, Frankfurt-New York, 24-47
- Granovetter, M. (1985), Economic Action and Social Structure: The Problem of Embeddedness, in: American Journal of Sociology 91, 481-510
- Heiner, R.A. (1983), The Origin of Predictable Behavior, in: American Economic Review 73, 560-595
- Kahneman, D./J.L. Knetsch/R.H. Thaler (1986a), Fairness as a Constraint on Profit Seeking: Entitlements and the Market, in: American Economic Review 76, 728-741
- /- (1986b), Fairness and the Assumptions of Economics, in: Journal of Business 59, 285-300
- Kirchgässner, G. (1988a), Ökonomie als imperial(istisch)e Wissenschaft. Zur Anwendung des ökonomischen Verhaltensmodells in den benachbarten Sozialwissenschaften, in: Jahrbuch für Neue Politische Ökonomie 7, Tübingen, 128-145
- (1988b), Die neue Welt der Ökonomie, in: Analyse & Kritik 10, 107-137
- Kliemt, H. (1984), Nicht-explanative Funktionen eines 'Homo oeconomicus' und Beschränkungen seiner explanativen Rolle, in: M.J. Holler (Hrsg.), Homo oeconomicus II, München, 7-49
- (1986), The Veil of Insignificance, in: European Journal of Political Economy 2/3, 333-344
- (1987), The Reason of Rules and the Rule of Reason, in: Critica 19, 43-86
- Latsis, S. (1972), Situational Determinism in Economics, in: British Journal for the Philosophy of Science 23, 207-245
- (1976), A Research Programme in Economics, in: S. Latsis (ed.), Method and Appraisal in Economics, Cambridge, 1-41
- Lindenberg, S. (1983), The New Political Economy: its Potential and Limitations for the Social Sciences in General and for Sociology in Particular, in: W. Sodeur (Hrsg.), Ökonomische Erklärungen sozialen Verhaltens, Duisburg, 7-66
- Margolis, H. (1982), Selfishness, Altruism, and Rationality, Cambridge
- McKenzie, R.B./G. Tullock (1984), Homo Oeconomicus, Frankfurt-New York
- Moe, T.M. (1979), On the Scientific Status of Rational Models, in: American Journal of Political Science 23, 215-243

- Mueller, D.C. (1976), *Public Choice: A Survey*, in: *Journal of Economic Literature* 14, 395-433
- Opp, K.D. (1986), *Das Modell des Homo Sociologicus. Eine Explikation und eine Konfrontierung mit dem utilitaristischen Verhaltensmodell*, in: *Analyse & Kritik* 8, 1-27
- Plott, C.R. (1976), *Axiomatic Social Choice Theory: An Overview and Interpretation*, in: *American Journal of Political Science* 20, 511-596
- Radnitzky, G./P. Bernholz (Hrsg.) (1987), *Economic Imperialism. The Economic Method Applied Outside the Field of Economics*, New York
- Schmid, M. (1979), *Handlungsrationalität. Kritik einer dogmatischen Handlungswissenschaft*, München
- Sen, A.K. (1970), *Collective Choice and Social Welfare*, San Francisco
- Simon, H.A. (1957), *Models of Man*, New York
- (1986), *Rationality in Psychology and Economics*, in: *Journal of Business* 59, 209-224
- Stroebe, W./B.S. Frey (1981), *Psychologische Aspekte des ökonomischen Verhaltensmodells*, in: R. Tietz (Hrsg.), *Wert- und Präferenzprobleme in den Sozialwissenschaften*, Berlin, 113-129
- Vanberg, V. (1988), *Rules and Choice in Economics and Sociology*, in: *Jahrbuch für Neue Politische Ökonomie* 7, Tübingen, 146-167
- Voss, Th. (1985), *Rationale Akteure und soziale Institutionen. Beitrag zu einer Theorie des sozialen Tauschs*, München
- Weizsäcker, C.C. (1971), *Notes on Endogenous Changes in Tastes*, in: *Journal of Economic Theory* 3, 345-372
- Witt, U. (1987), *Individualistische Grundlagen der Evolutorischen Ökonomie*, Tübingen
- Zintl, R. (1983), *Individualistische Theorien und die Ordnung der Gesellschaft. Untersuchungen zur politischen Theorie von J.M. Buchanan und F.A. v. Hayek*, Berlin
- (1984), *Erübrigen 'ökonomische' Verfassungstheorien die normative Diskussion über Entscheidungsregeln?* in: K.P. Markl (Hrsg.), *Analytische Politikphilosophie und ökonomische Rationalität*, Opladen, Band 2, 27-40
- (1986), *Ökonomisches Rationalitätskonzept und normorientiertes Verhalten*, in: E. Boettcher et al. (Hrsg.), *Jahrbuch für Neue Politische Ökonomie* 5, Tübingen, 227-239